

biefes Volk weit ehrenvoller ist, als die impertinente Liebe, die sie uns Deutschen angebeihen lassen, und die wir immer irgend einer Lacune unsrer weltlichen Macht oder unsrer Intelligenz verdanken: sie lieben uns wegen unsrer maritimen Unmacht, wobei keine Handelsconcurrentz zu besorgen steht; sie lieben uns wegen unsrer politischen Naivetät, die sie im Fall eines Krieges mit Frankreich in alter Weise auszubeuten hoffen. — —

Musikalische Saison von 1844.

Erster Bericht.

Paris, den 25. April 1844.

A tout seigneur tout honneur. Wir beginnen heute mit Berlioz, dessen erstes Concert die musikalische Saison eröffnete und gleichsam als Ouvertüre derselben zu betrachten war. Die mehr oder minder neuen Stücke, die hier dem Publikum vorgetragen wurden, fanden den gebührenden Applaus, und selbst die trüglichen Gemüther wurden fortgerissen von der Gewalt des Genies, der sich in allen Schöpfungen des großen Meisters befundet. Hier ist ein Flügelschlag, der keinen gewöhnlichen Sangesvogel verräth, das ist eine colossale Nachtigall, ein Sprosser von Adlersgröße, wie es deren in der Urwelt gegeben haben soll. Ja, die Berliozische Musik überhaupt hat für mich etwas urweltliches, wo nicht gar antediluvianisches, und sie mahnt mich an untergegangene Thiergattungen, an fabelhafte Königsthürme und Sünden, an aufgethürmte Unmöglichkeiten: an Babylon, an die hängenden Gärten der Semiramis, an Ninive, an die Wunderwerke von Mizraim, wie wir dergleichen erblicken auf den Gemälden des Engländers Martin. In der That, wenn wir uns nach einer Analogie in der Malerkunst umsehen, so finden wir die wahrverwandteste Aehnlichkeit zwischen Berlioz und dem tollen Briten: derselbe Sinn für das Ungeheuerliche, für das Riesenhafte, für materielle Unermesslichkeit. Bei dem einen die grellen Schatten- und Licht-Effecte, bei dem andern kreischende Instrumentirung; bei dem einen wenig Melodie, bei dem andern wenig Farbe, bei beiden wenig Schönheit und gar kein Gemüth. Ihre Werke sind weder antik noch romantisch, sie erinnern weder an Griechenland noch an das katholische Mittelalter, sondern sie mahnen weit höher hinauf an die assyrisch-babylonisch-ägyptische Architectur-Periode und an die massenhafte Passion, die sich darin aussprach.

Welch ein ordentlicher moderner Mensch ist dagegen unser Felix Mendelssohn-Bartholdy, der hochgefeierte Landsmann, den wir heute zunächst wegen der Symphonie erwähnen, die im Concertsaale des Conservatoires von ihm

gegeben worden. Dem thätigen Eifer seiner hiesigen Freunde und Gönner verdanken wir diesen Genuß. Obgleich diese Symphonie Mendelssohns im Conservatoire sehr frohlig aufgenommen wurde, verdient sie dennoch die Anerkennung aller wahrhaft Kunstverständigen. Sie ist von echter Schönheit, und gehört zu Mendelssohns besten Arbeiten. Wie aber kommt es, daß dem so verbienten und hochbegabten Künstler, seit der Aufführung des Paulus, den man dem hiesigen Publicum auferlegte, dennoch kein Lorbeerkranz auf französischem Boden hervorblühen will? Wie kommt es, daß hier alle Bemühungen scheitern, und daß das letzte Verzweigungsmittel des Odeontheaters, die Aufführung der Chöre zur Antigone, ebenfalls nur ein klägliches Resultat hervorbrachte? Mendelssohn bietet uns immer Gelegenheit, über die höchsten Probleme der Aesthetik nachzudenken. Namentlich werden wir bei ihm immer an die große Frage erinnert: was ist der Unterschied zwischen Kunst und Lüge? Wir bewundern bei diesem Meister zumeist sein großes Talent für Form, für Stilistik, seine Begabniß sich das Außerordentlichste anzueignen, seine reizend schöne Faktur, sein feines Eidechsenohr, seine zarten Fühlhörner und seine ernsthaft, ich möchte fast sagen passionirte Indifferenz. Suchen wir in einer Schwesterkunst nach einer analogen Erscheinung, so finden wir sie diesmal in der Dichtkunst, und sie heißt Ludwig Tieck. Auch dieser Meister wußte immer das Vorzüglichste zu reproduciren, sei es schreibend, oder vorlesend, er verstand sogar das Naive zu machen, und er hat doch nie etwas geschaffen was die Menge bezwang und lebendig blieb in ihrem Herzen. Dem begabteren Mendelssohn würde es schon eher gelingen, etwas ewig bleibendes zu schaffen, aber nicht auf dem Boden, wo zunächst Wahrheit und Leidenschaft verlangt wird, nämlich auf der Bühne; auch Ludwig Tieck, trotz seinem hitzigsten Gelüste, konnte es nie zu einer dramatischen Leistung bringen.

Außer der Mendelssohn'schen Symphonie hörten wir im Conservatoire mit großem Interesse eine Symphonie des seligen Mozart, und eine nicht minder talentvolle Composition von Händel. Sie wurden mit großem Beifall aufgenommen.

Unser vortrefflicher Landsmann Ferdinand Hiller genießt unter den wahrhaft Kunstverständigen ein zu großes Ansehen, als daß wir nicht, so groß auch die Namen sind, die wir eben genannt, den seinigen hier unter den Componisten erwähnen dürften, deren Arbeiten im Conservatoire die verbiente Anerkennung fanden. Hiller ist mehr ein denkender als ein fühlender Musiker, und man wirft ihm noch obendrein eine zu große Gelehrsamkeit vor. Geist und Wissenschaft mögen wohl manchmal in den Compositionen dieses Doctrinaires etwas kühlend wirken, jedenfalls aber sind sie immer anmuthig, reizend und schön. Von schiefmäliger Crecentricität ist hier keine Spur, Hiller besitzt eine artistische Wahlverwandtschaft mit seinem Landsmann Wolfgang Goethe. Auch Hiller

ward geboren zu Frankfurt, wo ich, bei meiner letzten Durchreise, sein väterliches Haus sah; es ist genannt „zum grünen Frosch,“ und das Abbild eines Frosches ist über der Hausthüre zu sehen. Hillers Compositionen erinnern aber nie an solch' unmusikalische Bestie, sondern nur an Nachtigallen, Lerchen und sonstiges Frühlingsgeseßel.

An concertgebenden Pianisten hat es auch dieses Jahr nicht gefehlt. Namentlich die Ideen des Merzen waren in dieser Beziehung sehr bedenkliche Tage. Das alles kimpert drauf los und will gehört sein, und sei es auch nur zum Schein, um jenseits der Barrière von Paris sich als große Celebrität geberden zu dürfen. Den erbetelten oder erschlienenen Fegen Feuilletonlob wissen die Kunstjünger, zumal in Deutschland, gehörig auszubenten, und in den dortigen Reclamen heißt es dann, das berühmte Genie, der große Rudolph W. sei angekommen, der Nebenbuhler von Liszt und Thalberg, der Clavierheros, der in Paris so großes Aufsehen erregt habe und sogar von dem Kritiker Jules Janin gelobt worden, Hosanna! Wer nun eine solche arme Fliege zufällig in Paris gesehen hat, und überhaupt weiß, wie wenig hier von noch weit bedeutendern Personagen Notiz genommen wird, findet die Leichtgläubigkeit des Publicums sehr ergötzlich, und die plumpe Unverschämtheit der Virtuosen sehr ekelhaft. Das Gebrechen aber liegt tiefer, nämlich in dem Zustand unsrer Tagespresse, und dieser ist wieder nur ein Ergebnis fatalerer Zustände. Ich muß immer darauf zurückkommen, daß es nur drei Pianisten giebt, die eine ernste Beachtung verdienen, nämlich: Chopin, der holdselige Tondichter, der aber leider auch diesen Winter sehr krank und wenig sichtbar war; dann Thalberg, der musikalische Gentleman, der am Ende gar nicht nöthig hätte, Clavier zu spielen, um überall als eine schöne Erscheinung begrüßt zu werden, und der sein Talent auch wirklich nur als eine Apanage zu betrachten scheint; und dann unser Liszt, der trotz aller Verkehrtheiten und verlegenden Ecken dennoch unser theurer Liszt bleibt, und in diesem Augenblick wieder die schöne Welt von Paris in Aufregung gesetzt. Ja, er ist hier, der große Agitator, unser Franz Liszt, der irrende Ritter aller möglichen Orden, (mit Ausnahme der französischen Ehrenlegion, die Ludwig Philipp keinem Virtuosen geben will); er ist hier der hohenzollern-heckingensche Hofrath, der Doctor der Philosophie und Wunderdoctor der Musik, der wieder auferstandene Nattenfänger von Hameln, der neue Faust, dem immer ein Nudel in der Gestalt Belloni's folgt, der geadelt und dennoch edle Franz Liszt! Er ist hier, der moderne Amphion, der mit den Tönen seines Saitenspiels beim Cölner Dombau die Steine in Bewegung setzte, daß sie sich zusammenfügten, wie einst die Mauern von Theben! Er ist hier, der moderne Homer, den Deutschland, Ungarn und Frankreich, die drei größten Länder, als Landeskind reclamiren, während der Säger der Ilias nur von sieben kleinen Provinzialstädten in Anspruch ge-

nommen ward! Er ist hier, der Attila, die Geißel Gottes aller Erard'schen Pianos, die schon bei der Nachricht seines Kommens erzitterten und die nun wieder unter seiner Hand zucken, bluten und wimmern, daß die Thierquälergesellschaft sich ihrer annehmen sollte! Er ist hier, das tolle, schöne, häßliche, räthselhafte, fatale und mitunter sehr kindische Kind seiner Zeit, der gigantische Zwerg, der rasende Roland mit dem ungarischen Ehrensäbel, der geniale Hans Narr, dessen Wahnsinn uns selber den Sinn verwirrt, und dem wir in jedem Fall den loyalen Dienst erweisen, daß wir die große Furore, die er hier erregt, zur öffentlichen Kunde bringen. Wir constatiren unumwunden die Thatsache des ungeheuern Succès; wie wir diese Thatsache nach unserm Privatbedürfnis ausdeuten und ob wir überhaupt unserm Privatbeifall dem gefeierten Virtuosen zollen oder versagen, mag demselben gewiß gleichgültig sein, da unsre Stimme nur die eines Einzelnen und unsre Autorität in der Tonkunst nicht von sonderlicher Bedeutung ist.

Wenn ich früherhin von dem Schwindel hörte, der in Deutschland und namentlich in Berlin ausbrach, als sich Liszt dort zeigte, zuckte ich mitleidig die Achsel und dachte: das stille sabbathliche Deutschland will die Gelegenheit nicht versäumen, um sich ein Bißchen erlaubte Bewegung zu machen, es will die schlaftrunkenen Glieder ein wenig rütteln, und meine Abderiten an der Spree kitzeln sich gern in einen gegebenen Enthusiasmus hinein, und Einer declamirt dem Andern nach: „Amor, Beherrscher der Menschen und der Götter!“ Es ist ihnen,acht ich, bei dem Spectakel um den Spectakel selbst zu thun, um den Spectakel an sich, gleichviel wie dessen Veranlassung heiße, Georg Herwegh, Franz Liszt oder Fanny Elßler; wird Herwegh verboten, so hält man sich an Liszt, der unverfänglich und uncompromittirend. So dachte ich, so erklärte ich mir die Lisztomanie, und ich nahm sie für ein Merkmal des politisch unfreien Zustandes jenseit des Rheines. Aber ich habe mich doch geirrt, und das merkte ich vorige Woche im italienischen Opernhaus, wo Liszt sein erstes Concert gab und zwar vor einer Versammlung, die man wohl die Blüthe der hiesigen Gesellschaft nennen konnte. Jedenfalls waren es wachende Pariser, Menschen, die mit den höchsten Erscheinungen der Gegenwart vertraut, die mehr oder minder lange mitgelebt hatten das große Drama der Zeit, darunter so viele Juwaliben aller Kunstgenüsse, die müdesten Männer der That, Frauen die ebenfalls sehr müde, indem sie den ganzen Winter hindurch die Polka getanz, eine Unzahl beschäftigter und blasirter Gemüther — das war wahrlich kein deutsch-sentimentales, berlinisch anempfindendes Publicum, vor welchem Liszt spielte, ganz allein, oder vielmehr nur begleitet von seinem Genius. Und dennoch, wie gewaltig, wie erschütternd wirkte schon seine bloße Erscheinung! Wie ungestüm war der Beifall, der ihm entgegenklatzte! Auch Bouquets wurden ihm zu Füßen geworfen! Es war ein erhabener

Publik, wie der Triumphator mit Seelenruhe die Blumensträuße auf sich regnen ließ, und endlich, graziöse lächelnd, eine rothe Camelia, die er aus einem solchen Bouquet hervorzog, an seine Brust steckte. Und dieses that er in Gegenwart einiger jungen Soldaten, die eben aus Afrika gekommen, wo sie keine Blumen, sondern bleierne Kugeln auf sich regnen sahen und ihre Brust mit den rothen Camelias des eignen Heldenbluts geziert ward, ohne daß man hier oder dort davon besonders Notiz nahm. Sonderbar! dachte ich, diese Pariser, die den Napoleon gesehen, der eine Schlacht nach der andern liefern mußte, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, diese jubeln jetzt unserm Franz Liszt! Und welcher Jubel! Eine wahre Verrücktheit, wie sie unerhört in den Annalen der Furore! Was ist aber der Grund dieser Erscheinung? Die Lösung der Frage gehört vielleicht eher in die Pathologie als in die Aesthetik. Ein Arzt, dessen Specialität weibliche Krankheiten sind, und den ich über den Zauber befragte, den unser Liszt auf sein Publicum ausübt, lächelte äußerst sonderbar und sprach da allerlei von Magnetismus, Galvanismus, Electricität, von der Contagion in einem schwülen, mit unzähligen Wachskerzen und einigen hundert parfümirten und schwizenden Menschen angefüllten Saale, von Histrionalepilepsis, von den Phänomen des Nihilus, von musikalischen Canthariden und andern scabrosen Dingen, welche, glaub' ich, Bezug haben auf die Mytherien der bona dea. Vielleicht aber liegt die Lösung der Frage nicht so abenteuerlich tief, sondern auf einer sehr prosaischen Oberfläche. Es will mich manchmal bedünken, die ganze Hererei ließe sich dadurch erklären, daß niemand auf dieser Welt seine Successes, oder vielmehr die miss en scene derselben so gut zu organisiren weiß, wie unser Franz Liszt. In dieser Kunst ist er ein Genie, ein Philadelphia, ein Boeko, ja ein Meyerbeer. Die vornehmsten Personen dienen ihm als Compres, und seine Nichtenthusiasten sind musterhaft dressirt. Knallende Champagnerflaschen und der Ruf von verschwenderischer Freigebigkeit, ausposaunt durch die glaubwürdigsten Journale, lockt Recruten in jeder Stadt. Nichtsdestoweniger mag es der Fall sein, daß unser Franz Liszt wirklich von Natur sehr spendabel und frei wäre von Geldgeiz, einem schätigen Laster, das so vielen Virtuosen anklebt, namentlich den Italienern, und das wir sogar bei dem stötensüßen Rubini finden, von dessen Fülz eine in jeder Beziehung sehr spaßhafte Anekdote erzählt wird. Der berühmte Sänger hatte nämlich in Verbindung mit Franz Liszt eine Kunstreise auf gemeinschaftliche Kosten unternommen, und der Profit der Concerte, die man in verschiedenen Städten geben wollte, sollte getheilt werden. Der große Pianist, der überall den Generalintendanten seiner Berühmtheit, den schon erwähnten Signor Belloni, mit sich herumführt, übertrug demselben bei dieser Gelegenheit alles Geschäftliche. Als der Signor Belloni aber nach beendigter Geschäftsführung seine Rechnung eingab, bemerkte Rubini mit

Entsetzen, daß unter den gemeinsamen Ausgaben auch eine bedeutende Summe für Lorbeerkränze, Blumenbouquets, Lobgedichte und sonstige Ovationskosten angesetzt war. Der naive Sänger hatte sich eingebildet, daß man ihm seiner schönen Stimme wegen solche Beifallszeichen zugeschnitten, er gerieth jetzt in großen Zorn, und wollte durchaus nicht die Bouquets bezahlen, worin sich vielleicht die kostbarsten Camélias befanden. Wär' ich ein Musiker, dieser Zwist böte mir das beste Süßet einer komischen Oper.

Aber ach! laßt uns die Huldigungen, welche die berühmten Virtuosen einrichten, nicht allzu genau untersuchen. Ist doch der Tag ihrer eitlen Berühmtheit sehr kurz, und die Stunde schlägt bald, wo der Titane der Tonkunst vielleicht zu einem Stadtmusikus von sehr untergesetzter Statur zusammenschumpft, der in seinem Kaffeehause den Stammgästen erzählt und auf seine Ehre versichert, wie man ihm einst Blumenbouquets mit den schönsten Camélias zugeschnaubert, und wie sogar einmal zwei ungarische Gräfinnen, um sein Schnupstuch zu erhaschen, sich selbst zur Erde geschmissen und blutig gerauft haben! Die Eintags-Reputation der Virtuosen verdünstet und verhallt, öde, sparslos, wie der Wind eines Kameeles in der Wüste.

Der Uebergang vom Löwen zum Kaninchen ist etwas schroff. Dennoch darf ich hier jene zahmeren Clavierspieler nicht unbeachtet lassen, die in der diesjährigen Saison sich ausgezeichnet. Wir können nicht Alle große Propheten sein, und es muß auch kleine Propheten geben, wovon zwölf auf ein Duzend gehen. Als den größten unter den Kleinen nennen wir hier Theodor Döhler. Sein Spiel ist nett, hübsch, artig, empfindsam, und er hat eine ganz eigenthümliche Manier, mit der wagrecht ausgestreckten Hand bloß durch die gebogenen Fingerspitzen die Tasten anzuschlagen. Nach Döhler verdient Halle unter den kleinen Propheten eine besondere Erwähnung; er ist ein Habakuk von eben so bescheidenem wie wahren Verdienst. Ich kann nicht umhin, hier auch des Herrn Schab zu erwähnen, der unter den Clavierspielern vielleicht denselben Rang einnimmt, den wir dem Jonas unter den Propheten einräumen; möge ihn nie ein Walsisch verschlucken!

Als gewissenhafter Berichterstatter, der nicht bloß von neuen Opern und Concerten, sondern auch von allen andern Katastrophen der musikalischen Welt zu berichten hat, muß ich auch von den vielen Verheirathungen reden, die darin zum Ausbruch gekommen, oder auszubrechen drohen. Ich rede von wirklichen, lebenslänglichen höchst anständigen Heirathen, nicht von dem wilden Ehe-Dilettantismus, der des Maitres mit der dreifarbigten Schärpe und des Segens der Kirche entbehrt. Chacun sucht jetzt seine Chacune. Die Herrn Künstler tänzeln einher auf Freiersfüßen und trällern Hymeneen. Die Violine verschwägeri sich mit der Flöte; die Hornmusik wird nicht ausbleiben. Einer der drei berühmtesten Pianisten vermählte sich unlängst mit der Tochter des in

jeder Hinsicht größten Bassisten der italienischen Oper; die Dame ist schön, anmuthig und geistreich. Vor einigen Tagen erfuhren wir, daß noch ein anderer ausgezeichnete Pianist aus Warschau in den heiligen Ehestand trete, daß auch er sich hinauswage auf jenes hohe Meer, für welches noch kein Compas erfunden worden. Immerhin, Kühner Segler, stoß ab vom Lande, und möge kein Sturm dein Ruder brechen! Jetzt heißt es sogar, daß der größte Violinist, den Breslau nach Paris geschickt, sich hier verheirathet, daß auch dieser Fiedelkundige seines ruhigen Junggesellenthums überdrüssig geworden, und das furchtbare, unbekannte Jenseits versuchen wolle. Wir leben in einer heldenmüthigen Periode. Dieser Tage verlobte sich ein ebenfalls berühmter Virtuos. Er hat wie Theseus eine schöne Ariadne gefunden, die ihn durch das Labyrinth dieses Lebens leiten wird; an einem Garnfäuel fehlt es ihr nicht, denn sie ist eine Nähterin.

Die Violinisten sind in Amerika, und wir erhielten die ergößlichsten Nachrichten über die Triumphzüge von Ole Bull, dem Lafayette des Puffs, dem Neclamenheld beider Welten. Der Entrepreneur seiner Successse ließ ihn zu Philadelphia arretiren, um ihn zu zwingen, die in Rechnung gestellten Dvationskosten zu berichtigen. Der Gefeierte zahlte, und man kann jetzt nicht mehr sagen, daß der blonde Normanne, der geniale Geiger, seinen Ruhm jemandem schuldig sei. Hier in Paris hörten wir unterdessen den Sivori; Porzia würde sagen: da ihn der liebe Gott für einen Mann ausgibt, so will ich ihn dafür nehmen. Ein andermal überwinde ich vielleicht mein Mißbehagen, um über dieses geigende Brechpulver zu referiren. Alexander Batta hat auch dieses Jahr ein schönes Concert gegeben; er weint noch immer auf dem großen Violoncello seine kleinen Kinderthänen. Bei dieser Gelegenheit könnte ich auch Herrn Semmelman loben; er hat es nöthig.

Ernst war hier. Der wollte aber aus Laune kein Concert geben; er gefällt sich darin, bloß bei Freunden zu spielen. Dieser Künstler wird hier geliebt und geachtet. Er verdient es. Er ist der wahre Nachfolger Paganini's, er erbt die bezaubernde Geige, womit der Genueser die Steine, ja sogar die Klöße zu rühren wußte. Paganini, der uns mit leisem Bogenstrich jetzt zu den sonnigsten Höhen führte, jetzt in grauenvolle Tiefen blicken ließ, besaß freilich eine weit dämonischere Kraft; aber seine Schatten und Lichter waren mitunter zu grell, die Contraste zu schneidend, und seine grandiossten Naturlaute mußten oft als künstlerische Mißgriffe betrachtet werden. Ernst ist harmonischer, und die weichen Tinten sind bei ihm vorherrschend. Dennoch hat er eine Vorliebe für das Phantastische, auch für das Barocke, wo nicht gar für das Scurile, und viele seiner Compositionen erinnern mich immer an die Märchenfomödien des Gozzi, an die abenteuerlichsten Maskenspiele, an „venetianischen Carneval.“ Das Musikstück, das unter diesem Namen bekannt ist,

und unverfchämterweise von Sivori gecapert ward, ist ein allerliebster Capriccio von Ernst. Dieser Liebhaber des Phantastischen kann, wenn er will, auch rein poetisch sein, und ich habe jüngst eine Nocturne von ihm gehört, die wie aufgelöst war in Schönheit. Man glaubte sich entrückt in eine italienische Mondnacht, mit stillen Cypressenalleen, schimmernd weißen Statuen und träumerisch plätschernden Springbrunnen. Ernst hat, wie bekannt ist, in Hannover seine Entlassung genommen, und ist nicht mehr königlich hannoverscher Concertmeister. Das war auch kein passender Platz für ihn. Er wäre weit eher geeignet, am Hofe irgend einer Heenkönigin, wie z. B. der Frau Morgane, die Kammermusik zu leiten; hier fände er ein Auditorium, das ihn am besten verstünde, und darunter manche hohe Herrschaften, die ebenso kunstsinzig wie fabelhaft, z. B. den König Arthur, Dietrich von Bern, Ogier den Dänen u. a. Und welche Damen würden ihm hier applaudiren! Die blonden Hannoveranerinnen mögen gewiß hübsch sein, aber sie sind doch nur Heidschnuden in Vergleichung mit einer Her Melior, mit der Dame Abonde, mit der Königin Genoveva, der schönen Melusine und andern berühmten Frauenpersonen, die sich am Hofe der Königin Morgane in Avalun aufhalten. An diesem Hofe (an keinem andern) hoffen wir einst dem vortrefflichen Künstler zu begegnen, denn auch uns hat man dort eine vortheilhafte Anstellung versprochen.

Zweiter Bericht.

Paris, den 1. Mai 1844.

Die Academie-royale-de-Musique, die sogenannte große Oper, befindet sich bekanntlich in der Rue Lepelletier, ungefähr in der Mitte, der Restauration von Paolo Broggi gerade gegenüber. Broggi ist der Name eines Italieners, der einst der Koch von Rossini war. Als letzterer voriges Jahr nach Paris kam, besuchte er auch die Trattoria seines ehemaligen Dieners, und nachdem er dort gespeist, blieb er vor der Thüre lange Zeit stehen, in tiefem Nachdenken das große Operngebäude betrachtend. Eine Thräne trat in sein Auge, und als jemand ihn frug, weshalb er so wehmüthig bewegt erscheine, gab der große Maestro zur Antwort: Paolo habe ihm sein Leibgericht, Ravioli mit Parmesankäse, zubereitet wie ehemals, aber er sei nicht im Stande gewesen, die Hälfte der Portion zu verzehren, und auch diese drückte ihn jetzt; er, der ehemals den Magen eines Straußes besessen, könne heutzutage kaum so viel vortragen wie eine verliebte Turkeltaube.

Wir lassen dahingestellt sein, in wie weit der alte Spottvogel seinen indiscreten Träger mystificirt hat, und begnügen uns heute, jedem Musikfreunde